

Der vierte Trieb

1. Die Droge als Medizin

»Unser zentrales Nervensystem ist wie das der Nagetiere und der Primaten so aufgebaut, dass es auf chemische Giftstoffe ähnlich reagiert wie auf die Belohnung durch Essen, Trinken und Sex. Während unserer gesamten Geschichte als Spezies hat das Sich-Berauschen dieselbe Rolle gespielt wie die Grundtriebe Hunger, Durst und der Geschlechtstrieb – und hat diese manchmal sogar in den Schatten gestellt. Das Sich-Berauschen ist der vierte Trieb.«

Diese schöne Grundsatzklärung lieferte der US-amerikanische Psychiater Ronald K. Siegel in seinem Buch »Intoxication« von 1989. »Wir loten immer noch unsere Bedürfnisse aus«, schreibt Siegel noch: »Das Sich-Berauschen folgt einem legitimen medizinischen Zweck.« Wir vermitteln dauernd zwischen innen und außen, wir verlieren – der Philosoph John Dewey hat das gut gesagt – andauernd das Gleichgewicht mit unserer Umgebung, und andauernd stellen wir das Gleichgewicht mit ihr wieder her.

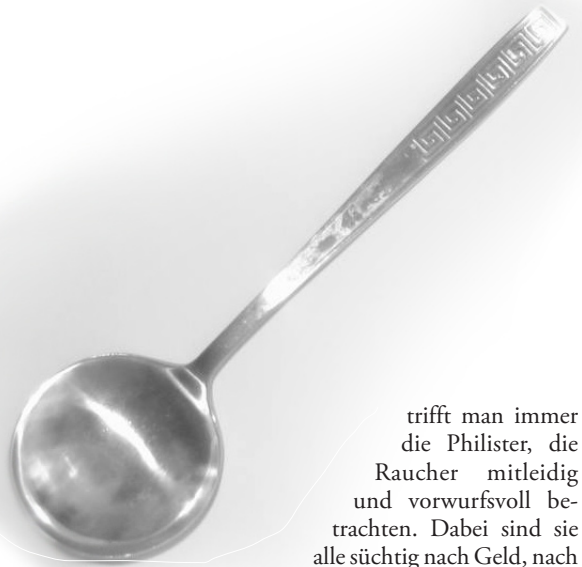
Ja, betrachten wir die Droge einmal als selbstverordnete Medizin. Wir kennen ja noch die Drogerie oder den »Drugstore«, die immer legale Geschäfte waren und es auch heute noch sind. Vielleicht sucht man instinktiv die Droge – oder die Drogenmischung –, die das eigene Erregungsniveau regelt und stabilisiert. Wir haben vielleicht eine andere Grundgeschwindigkeit als der Fluss des Lebens und die anderen dort draußen, und um »in sync« zu kommen, manipulieren wir uns. Ich zum Beispiel, eigentlich ein nervöser, zu kopflosen Handlungen neigender Mensch, rauche Pfeife und trinke Bier: lange Atemzüge, dazu ein »langes«

Getränk mit wenig Alkohol, das lang andauernden Genuss verspricht. Andere spüren instinktiv, dass sie ein niedrigeres Erregungsniveau haben und trinken Whisky und rauchen Zigaretten.

Natürlich fordert dann bald die körperliche Abhängigkeit ihren Tribut und überlagert das genannte Motiv; und dann wird man durch seine Droge konditioniert. Dann kann man nur noch arbeiten, wenn die »Drogenbedingungen« stimmen, und das gibt einem die schwierige Arbeit auf, sich ein chemisches Gerüst erstellen zu müssen. Auf der einen Seite des Spektrums steht der Heroinabhängige, der nur seiner Tagesration nachläuft, wobei dies die Arbeit ersetzt, für die er sich mit der Droge instandsetzen sollte; auf der anderen Seite finden wir vielleicht den »cleanen« Geistesarbeiter, dem die Arbeit in der Folge als »kalter Rausch« die Droge ersetzt, die ihn zu jener befähigen könnte. (Adorno hätte an diesen Konstruktionen seine helle Freude.)

2. Die Angst vor der Sucht

Es ist ja alles so ungesund. Wir sollten uns schonen. Nicht mehr als 40 Gramm Alkohol pro Tag, vier Zigaretten. Nicht zu viel Essen, nicht zu viel Fett; genug Wasser, nicht zu laute Musik – und Herzkrankte, Vorsicht beim Sex! In dieser Gesellschaft gibt es eine geheime Angst vor der Sucht. Auf Festen gibt Rauchen und Trinken ein beliebtes Gesprächsthema ab, und da



trifft man immer die Philister, die Raucher mitleidig und vorwurfsvoll betrachten. Dabei sind sie alle süchtig nach Geld, nach Einfluss, nach Anerkennung, nach Lob, nach Liebe, nach Respekt, nach Bewunderung. Und sie haben Angst vor dem Außer-sich-Sein und zugleich eine geheime Sehnsucht nach etwas, das einen der freien Entscheidung enthebt, einen dazu treibt, fanatisch einem Ziel nachzurennen. In Filmen geht es oft um Menschen, deren Welt nach dem Bauplan der Novelle in Stücke geht und die in der Folge leidenschaftlich versuchen, in ihrem Universum wieder eine Ordnung herzustellen. Die Liebe ist der häufigste Störer, denn verlieben wollen sich alle; es ist gesellschaftlich die einzige wohlgeleitete Sucht.

3. Das »Mestiere di scrivere«

Natürlich habe ich als Literaturfreund immer auf die Vorlieben meiner verehrten Autoren geachtet. Jean Paul zum Beispiel im Fränkischen trank Bier, und irgendwann soll er es übertrieben haben. Goethe trank täglich mindestens ein Fläschchen Rheinwein (das genaue Quantum ist nicht belegt), doch seine gute Christiane, die er später ehelichte, war härter drauf. So lernte Sohn August schon früh Alkohol kennen, und als er 1830 – zwei Jahre vor dem Vater – in Rom mit 40 Jahren starb, soll seine Leber schon zerrüttet gewesen sein. Heinrich von Kleist rauchte Pfeife, Robert Musil Zigaretten, und irgendwo hat er geschrieben, er lebe eigentlich, »um zu rauchen«. Ich glaube, Schiller hat auch geraucht. Simenon hatte immer acht (oder

warens sieben?) gestopfte Pfeifen vor sich auf dem Schreibtisch. Graham Greene, als wackerer Engländer, trank gern. Seinen hundertsten Geburtstag 2004 solle man am besten mit einem Rausch feiern, sagte ein Greene-Kenner einer italienischen Zeitung damals. Alkohol habe ihm nicht sehr geschadet, immerhin sei er 86 geworden. Scott Fitzgerald, Ernest Hemingway, Erich Kästner und der Whisky ... Sicher steht das alles detailliert bei Krüger/Faude.

Leben, das »Handwerk des Lebens« (»Mestiere di vivere«, so der Titel eines Gedichtbandes von Cesare Pavese) ist schwer. Schreiben, das wissen wir Eingeweihte alle, ist es nicht minder. Man will sein Innerstes zuäußerst kehren und dies möglichst in einprägsamer Sprache, und dazu braucht es ein tranceartiges Gemisch aus Klarsicht und Sich-selbst-überraschen-Können. Die Droge beim Schreiben ist wohl Mittel zur Überwindung einer permanenten Stresssituation.

4. Die Rituale

Blieben wir eine Weile beim Trinken. Die Anthropologin Marlene Dobkin de Rios hat geschrieben:

»Ekstase, persönliches und gemeinschaftliches Vergnügen stellen einen wichtigen Faktor im gesellschaftlichen Wohlbefinden dar. Bestes Beispiel ist der Alkohol, aber auch Halluzinogene sind weltweit in Gebrauch. Wichtig ist dergemeinsamekulturelleHintergrund der Personen, die das Erlebnis teilen. In diesem Zusammenhang kann man auf die sogenannte Subkultur der westlichen Zivilisation hinweisen, wo Drogengebrauch auch rituellen Charakter erlangt und das individuelle hedonistische Erlebnis eine eigene soziale Komponente erhält. Diese dient zur Kohäsion eines gesellschaftlichen Körpers.«

Neben dem »Kampftrinken« als Wettbewerb und dem seligen Hinüberschwingen in die Verbrüderung beim Absingen von »Warum ist es am Rhein so schön?« bleibt der Rausch dennoch ein individuelles Erlebnis. Häufig ist die Absonderung, das Erleben des Rausches für sich – so stehen auch Rentiere da und wiegen die Häupter, wenn sie, wie Siegel erzählt, den Fliegenpilz genommen und Halluzinationen haben. Elefanten trinken auch gern, wenn man ihnen die

Möglichkeit gibt; dann lehnen sie sich an und schlackern mit den Ohren. Bei Heilsitzungen mit der Brühe aus der Ayahuasca-Liane sind die Klienten des Schamanen schweigsam und geben sich ihrem Erlebnis hin.

Von den spärlichen Besuchen in meiner Heimatstadt München ist mir ein Bild in Erinnerung geblieben: Im Stachus-Untergeschoss, einem absolut lebensfeindlichen, unpoetischen Hades-Ort – man strebt zur U- und S-Bahn und kauft nochmal schnell was ein –, stand ein Mann an einem runden Tischlein, auf dem ein Glas Bier stand, das er mit der Hand umklammert hielt. Sein Blick ging ins Leere. Das Bier rechtfertigte sein Hiersein, er dachte vielleicht nichts, trieb ins Nirwana ab: die Meditation des Bayern. Andere Völker treibens ärger. Japaner trinken intensiv und hart. Yukio Mishima hat erwähnt, dass sich ihr Trinken in aller Öffentlichkeit, dabei dennoch anonym vollziehe: Was erzählt werde, sei wie nicht gesprochen, es ist ein halböffentliches Schamritual. Oder die Exzesse der Skandinavier, Polen, Russen... Es muss genetisch bedingt sein, ein Ventil für die ungeheure Konformität, in der Japaner immer lebten, für das große Schweigen der Schweden, die latente Sentimentalität und Großherzigkeit der Osteuropäer. Gleich die Flasche Wodka auf den Tisch.

Oder andere Phänomene, die Traugott Konstantin Oesterreich in seinem Buch *Die Besessenheit* (1921) erwähnt:

»Übrigens sei darauf hingewiesen, daß auch die Kulturvölker bei einzelnen Gelegenheiten noch eine starke autosuggestive Erregtheit zeigen. Dahin gehört die eigentümliche psychische Trunkenheit, die in gewissen Gegenden (z.B. München und Köln) an einem bestimmten Kalendertag (Karneval) einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung ergreift.«

5. Der Sport

Der Sport bei den alten Griechen war alles andere als Fair Play. Da wurde getrickst, betrogen, mit harten Bandagen agiert. Der gute Pindar ließ sich seine Oden teuer bezahlen und schmierte den Siegern gehörig Honig ums Maul. Den Sport damals, vor 2500 Jahren, muss man sich vorstellen wie den Sport heute – vielleicht noch eine Spur blutiger und gnadenloser. Als gemeinsames Ritual und

Sich-miteinander-Messen hat der Sport nicht seinesgleichen und erinnert an die rituellen Läufe und die »Vision Quest« alter Indianervölker, jedoch im säkularen Gewand. Du bist immer für dich unterwegs, und das Paradies ist immer drei Schritte weiter.

Citylauf

Jede mittlere deutsche Stadt hat mittlerweile ihren »Citylauf« mit der damit verbundenen »eigentümlichen psychischen Trunkenheit«. In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Zahl der Läufer verdreifacht: Laufboom. Zwar zeigen sich dabei selten die körpereigenen Drogen, die Endorphine – denn um sie hervorzulocken, muss man in den geschützten Bereich seiner Leistungsreserven eindringen, also in die Vollen gehen; doch die kanonische Distanz des Marathonlaufs zu schaffen, scheint die ideale Verbindung zwischen Rausch und der Erfüllung des Leistungsgedankens zu sein. Darum ist der Marathon für Ärzte, Handelsvertreter und Steuerberater so attraktiv. Der »Marathon des Sables« in Marokko, die »Nove Colli« mit dem Rad an der Adria, der Marathon in New York – da will man dabei sein, Flagge zeigen, ein Zeichen setzen. Es ist öffentlich gemachte Qual und Vorführung von Willenskraft. Magisches Wort. Marathon, ach ja, kennen wir. Sind das nicht diese Fitness-Riegel im Dreier-Pack von der Penny Markt GmbH, D-50603 Köln?

Marathonlauf, Citylauf, Endphase: »Sie brauchen jetzt keine Haltung mehr zu bewahren. / Es ist niemand mehr da, der Ihnen zusieht. / Wenn Sie durchkommen / Haben Sie mehr getan, als / Wozu ein Mensch verpflichtet ist. – Nichts zu danken.« (Bertolt Brecht: Aus einem Lesebuch für Städtebewohner)

Brot und Spiele

Ein rauschhaftes Element beim Sport kommt von den Medien. Sie jagen uns von einem Ereignis zum nächsten; jede Entscheidung ist weltbewegend, jeder Wettbewerb nie dagewesen, alles superbunt, denn wir leben in tollen Zeiten. Die Wirtschaft hat ein Interesse daran, uns nicht zu Atem kommen zu lassen. Es ist eine beeindruckende Komposition, wie ein Sportereignis das nächste vor sich hertreibt. Allenfalls Anfang August, nach der Tour de France, tritt leichter Leerlauf

ein. Wie Ferrari wieder konkurrenzfähig wird, ob Schalke es gegen Bayern schafft, wer ab- und wer aufsteigt – das wirkt hochdramatisch und dem Moment verpflichtet; das nächste Spiel ist immer das wichtigste, wir halten den Atem an und sind immer über uns hinaus.

Der Körper

Der Siegeszug des globalen Marketings hat den Körper im Westen in den Mittelpunkt gerückt. Er muss bekleidet werden, muss sich nähren, steht – auch unbekleidet, in voller Kraft – für sich. Die Werbung verspricht alles und bedient sich subtil am Vokabular des milden Rausches. Das Mineralwasser macht, dass du dich gut fühlst; Wellness in der Wellness-Oase, schöner wohnen und edel tafeln. Menschen in der Werbung wirken wie leicht verblödet, wie in Trance versetzt durch den Genuss einer Käsecke, eines Pulverkaffees, durch das Pilotieren eines silbernen Fahrzeugs, das Leidenschaft verspricht. Das Glücksversprechen kommt dem Rausch nahe.

Konditioniert

Die Konditionen unseres Tuns konditionieren uns. Jemand läuft täglich zehn Kilometer; er wird sich schlecht fühlen, wenn der Lauf einmal ausfallen muss. Er wird sein Tagespensum vielleicht nicht schaffen. Es gibt so vieles, an das wir uns gewöhnt haben, und das kleine Räuschlein des Körpers fehlt plötzlich eklatant. Man ist missgelaunt, aus dem Rhythmus geworfen, fühlt sich wie beraubt. Vertraute, nicht wegdenkbare Mosaiksteine des Tags: die Dusche am Morgen, der Kaffee, das süße Teilchen nachmittags, dies und das. So sind wir halt alle kleine »Drögel«, wie der Schweizer sagt, eingepresst in liebgewordene Gewohnheiten, in ein Raster aus routinierten Handlungen, die nicht immer offen den Rauschcharakter verraten, der in ihnen steckt. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Leider auch beim Sex. Dabei ist der pure Getriebensein, Jagd nach dem Glück des Augenblicks. Roland Barthes, der französische Philosoph, sagte einmal, angesprochen auf seinen Satz »Die Perversion macht ganz einfach glücklich«: »Ganz einfach.«

Mein Körper und ich 1

Tagebuchnotiz, 2. März, Nettuno: »Rausch: ein veränderter Bewusstseinszustand, den der Mensch sucht. Man steht, in Trance, nach der Fahrt da, für Augenblicke oder länger und



schaut; man schaut; man kommt nicht, verbalisiert nicht, organisiert nicht, kategorisiert auch nicht; der Blick dringt ein und schwimmt gleichzeitig über alles weg; die Dinge sind da, da draußen, schön sind sie, und du stehst ungestört vor ihnen, mittendrin und siehst, schweigst, lässt den Körper sich ausschwingen, dastehen im Rhythmus seines Herzschlags.« So macht die Anstrengung, dass man ein Weniges »außer sich« ist, und Robert Musil hat im *Mann ohne Eigenschaften* geschrieben, dass man von jemandem, der außer sich sei, sagen könnte, dass er dann erst so richtig in sich drin sei. Rausch ist der Versuch, das überhelle Bewusstsein abzustreifen, sich von ihm zu erholen; den Schlaf spürt man nicht, nur in der Trance scheint man zu schweben, und man ist angenehm gelöst und könnte Dinge tun, die man sonst nicht täte, weil alle Bedenken einen blockieren.

Mein Körper und ich 2

Auf dem Rennrad, 28. Mai: Dreieinhalb Stunden, 75 Kilometer, 1500 Höhenmeter über das Wiedener Eck, hinunter nach Schönau und wieder hoch nach Neuenweg, Abfahrt nach Staufen und heim. Mit ein bisschen Wasser und wenig Nahrung zuvor. Es reicht genau bis zur letzten Steigung, und auf den letzten 15 Kilometern, leicht abfallend, stellt sich die Leichtigkeit ein. Ich hatte eigentlich alle meine »Körner verbrannt«, Schwäche müsste folgen, aber die Beinchen treten weiter, ungerührt, ich lege die Hände auf

den Triathlonlenker, gebe Gas, und irgendwas ist anders. Als ob eine Stange mich mit dem Horizont verbände, die zittert und an die ich fixiert bin, während mein Bewusstsein blockartig nach hinten gerückt ist und die äußeren Ränder des Gesichtsfelds verschwimmen. Es geht immer weiter, und so ist das: eindringen in die geschützten Reserven, du fährst, der Körper sagt zum Geist, na gut, mach so weiter, die Endorphine helfen, dass du weder Schmerz verspürst noch Schwäche, aber irgendwann gebe ich, der Körper, meinen Geist auf, darum – treibs nicht zu weit. – Schön ist das schon, aber ich hatte versprochen, vor acht zuhause zu sein, deshalb fehlte die Leichtigkeit, das sonstige Kitzeln in der Magengrube und auf der Haut. Aber es ist ein außergewöhnlicher Bewusstseinszustand, alles rückt näher, du siehst, später, intensiv die Strukturen aller Oberflächen und bist gleichzeitig ihnen fern gerückt wie in einem Aufzug, der hochfährt, während du den Eindruck hast, abwärts zu fahren.

6. Drunk forever

Man macht sowas, weil es möglich ist; um sich intensiv zu spüren, um sich zu verausgaben, um einen schönen Rhythmus hinzukriegen, weils im Schwarzwald oben schön ist, weils toll ist, hinaufzutreten und dann hinabzusausen, auf die Höfe und Waldstücke und die hingelagerten Schatten zu... Schwerelos sein, ein Held, ein Stachanov des Rennrads und einer, der sich seiner Grenze nähert. Wären wir nicht so, wir lebten noch in Höhlen. Der Mensch wollte immer mehr, als ihm gut tat (und noch öfter mehr, als es anderen gut tat). Der Rausch ist irgendwie drin im »Package« der Evolution, wir müssen mit ihm leben, er macht uns menschlich. Und, mal ehrlich, wer kann diese Welt immer nur nüchtern ertragen? Das ganze »Geklöck«, wie Adorno das Nachplappern von billigen Phrasen genannt hat! Dass man mit den meisten Leuten nur über Geld und Sport und Schwachsinn reden kann! Die Leute, die uns Nüchternheit predigen, sind mit verantwortlich dafür, dass diese Welt so widerwärtig materiell geworden ist. Es macht einen krank. Darum zum

Schluss noch einen poetischen Appell.
1941, A. E. Housman: *Could man be
drunk forever.*

Could man be drunk for ever
With liquor, love, or fights,
Lief should I rouse at morning
And lief lie down of nights.

But men at whiles are sober
And think by fits and starts,
And if they think, they fasten
Their hands upon their hearts.

Gibts eine deutsche Übersetzung davon?
Ich versuche sie.

Wenn alle immer trunken wären,
von Schnaps, von Liebe und von Streit,
den Morgen würd ich fröhlich ehren,
und schlafen täte mir nicht leid.

Doch sind sie alle nüchtern
und denken sprunghaft, kalt wie Erz,
und wenn sie denken, dann verschränken
sie ihre Hände überm Herz.

MANFRED POSER

Jg. 1957, Journalistik-Diplom in München, dpa-Redakteur in Hamburg, Mitarbeiter am Institut für Grenzgebiete der Psychologie in Freiburg i.Br., Korrespondent in Rom. Lebt in Ballrechten-Dottingen (Südbaden) und St. Gallen (Schweiz). Bücher: *Geister sind auch nur Menschen* (mit Walter von Lucadou, Freiburg: Herder, 1997), *Phantome der Berge* (Freiburg: Eulen-Verlag, 1998), *Halluzinationen und Grenzerfahrungen im Alpinismus* (Alpenverein München, 1999), *Ausser sich* (Augsburg: Ziel-Verlag, 2005).

¹ Siegel, Ronald K.: *Intoxication*. New York 1989, S. 10 (dt. Rauschdrogen, Frankfurt 1995; RauschDrogen, Reinbek 2000)

² ebd., S. 312

³ in: Dewey, John: *Kunst als Erfahrung*. Frankfurt 1998

⁴ in: Gayer, Peter: *Rom – ein sentimentaler Reiseführer*. Landsberg am Lech 2000

⁵ Krüger, Michael / Faude, Ekkehard: *Literatur und Alkohol*. Libelle-Verlag 2004

⁶ Dobkin de Ríos, Marlene: *Visionary Vine: Hallucinogenic Healing in the Peruvian Amazon*, San Francisco, 1972 (Kapitel 3)

⁷ Siegel, S. 76/120

⁸ Mishima, Yukio: *La via del samurai*. Mailand 2004. S. 88

⁹ Oesterreich, Traugott Konstantin: *Die Besessenheit*. Langensalza 1921, S. 203

¹⁰ Barthes, Roland: *Le grain de la voix*. Paris 1981, S. 249.

Anzeige

KulturStadtLev

Aus dem Spielplan 2005/2006

27.10. Euripides „Medeia“, Staatstheater Mainz - 30.11. F. Schiller „Kabale und Liebe“, Theater Bonn - 12.01. E.E. Schmitt „Monsieur Ibrahim“, Arkadas Theater Köln - 17.01. G.E. Lessing „Nathan der Weise“, Städtische Bühnen Münster - 07.02. W. Shakespeare „Was ihr wollt“, Schauspiel Leipzig - 08.02. F. Paravidino „Peanuts“, Schauspiel Leipzig ...

... und Musiktheater, Konzerte, Kabarett, Ballett/Tanz im Forum Leverkusen.
Infos und Tickets unter 0214-406 4113 oder www.kulturstadtlev.de

Foto: Rolf Arnold, Schauspiel Leipzig, „Was ihr wollt“